Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 6 (1910)

Artikel: Das Schweizervolk
Autor: Ollnhusen, Heinz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-749466

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS SCHWEIZERVOLK

DIE HERKUNFT DES SCHWEIZERVOLKES UND SEINER NACHBARN

Auf die Gefahr hin, dem Leser manches Bekannte zu sagen, muss ich hier etwas breiter werden.[1]) Ich habe nämlich die Beobachtung gemacht, dass auch sehr gebildete Leute, die vielleicht das Datum der Schlacht von Marathon und die einzelnen Etappen des zweiten punischen Krieges genau auswendig wissen, in den geschichtlichen Zusammenhängen geradezu rührend naive Kenntnislosigkeit verraten. Als Beispiel erwähne ich nur, dass der auch historisch hochgebildete Dr. Max Jäger dem Zürcher Universitätsprofessor Schollenberger nacherzählt, „Bern sei sich seiner *burgundischen Stammesabkunft* bewusst gewesen, als es 1252 in ein Schirmverhältnis zu Savoyen trat, und die allemannischen Länder hätten bei Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn (1481) und Basel (1501) im *Bewusstsein* der *Stammesverschiedenheit* zu diesen Städten Schwierigkeiten gemacht, während sie gegen die Aufnahme des allemannischen Schaffhausen nichts einzuwenden wussten," ohne zu merken, dass das Unsinn ist. Das jüngere burgundische Reich dehnte sich ja allerdings politisch bis gegen die Zentralschweiz hin aus, ohne aber dadurch die allemannischen Freiburger, Berner, Solothurner und Basler zu Burgundern der Stammesangehörigkeit nach zu stempeln.

Doch nun zur Sache! — In der älteren Steinzeit war das Gebiet, das wir heute die Schweiz nennen, vermutlich äußerst dünn bevölkert, und zwar von einer langschädeligen Rasse, von der die Höhlenfunde noch Zeugnis ablegen.

Nach deren Aussterben folgte eine lange Zeit, aus der man keinerlei Spuren menschlicher Kultur findet. In der jüngeren Steinzeit trat dann, auf Pfählen in den Seen und Sümpfen wohnend, eine kurzschädelige Rasse auf. Etwa 3000 bis 2000 vor Christi Geburt sind die Funde der Kupferzeit, 2000 bis 800 vor unserer

---

[1]) Wo ich nicht die Urquellen (insbesondere Caesar und Tacitus) benutzen konnte, dienten mir Öchslis Quellenbuch zur Schweizergeschichte, Dändlikers Schweizergeschichte sowie seine Zürchergeschichte und endlich das geographische Lexikon der Schweiz als Führer.

Zeitrechnung die der Bronzezeit zu datieren. Sie weisen auf eine nicht sehr dichte, aber doch schon ganz ansehnliche Bevölkerung hin. Auch die Kulturspuren fehlen nicht. Einige Alpenpässe müssen schon gangbar gewesen sein und das Vorkommen von Bernstein weist auf direkte oder indirekte Handelsbeziehungen zu den Ostseegegenden hin. Schon in jener Zeit scheinen Ost- und Westschweiz von verschiedenen Völkern bewohnt gewesen zu sein. Die Gräber der westlichen Landesgegend sind Steinkammern, in denen die Leichen in absonderlicher Stellung beigesetzt wurden, während in der östlichen die Leichenverbrennung üblich war. Das östliche Volk scheint nach Westen hin erobernd vorgedrungen zu sein, denn in der Eisenzeit, das heißt nach dem Jahre 800 vor Christo, kommt die Leichenverbrennung auch im Mittellande vor. Aber auch schon vorher dürfte eine Völkermischung stattgefunden haben. Neben den Kurzschädeln treten auch schon in der Steinzeit Langschädel auf, die in der Bronzezeit sogar wieder überwiegen. Zu Ende der Bronzezeit wanderten dann wieder andere Kurzschädler zu. Aus den Notizen griechischer und lateinischer Schriftsteller geht auch zur vollen Sicherheit hervor, dass in vorhistorischer Zeit zahlreiche Einfälle fremder Völker in das Gebiet der Schweiz stattgefunden haben. Auch das Vorkommen einer Zwergrasse ist verbürgt, und Spuren negroider Völker sind vorhanden. Über den ethnischen Zusammenhang dieser verschiedenen Rassen unter sich und zu den übrigen bekannten Menschenrassen herrscht keineswegs Klarheit. Man nimmt an, dass die Kurzschädel der Steinzeit ein Zweig der großen keltischen Völkerfamile gewesen seien und bezeichnet diesen mit dem Namen Alpenkelten. Ob die Langschädel der älteren Steinzeit und die langschädeligen Volksbestandteile der jüngern Steinzeit und der Bronzezeit Germanen waren oder nicht, ob sie überhaupt miteinander zusammenhingen, lässt sich nicht entscheiden.

Die erste etwas sicherere Kunde über die Bevölkerung der Schweiz erhalten wir durch die Römer, speziell Cäsar. Dass im ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung ein gallisches Volk von hoher körperlicher Leistungsfähigkeit und kriegerischem Sinn, die Helvetier, die Gegend zwischen Alpen und Jura bewohnte, ist sicher. Cäsar gibt die Zahl auf 263,000, mit allen Bundesgenossen auf 365,000 Köpfe an. Es ist dies eine überaus stattliche Zahl,

wenn man bedenkt, dass die Helvetier nur einen Teil der heutigen Schweiz bewohnten und dass diese im fünfzehnten Jahrhundert, also einer Zeit der Blüte nur etwa 1,000,000 Einwohner hatte, und heute in einer Zeit intensivster Gewerbetätigkeit nur gut 3,000,000 (1900: 3,315,443). Auch die Kultur kann keine ganz geringe gewesen sein, denn die gebildeten Helvetier bedienten sich der griechischen Schrift, wie ebenfalls Cäsar berichtet.

Außer ihnen wohnten auf heutigem Schweizerboden die gallischen Stämme der Rauraker im Berner Jura, der Allobroger am Genfer See, der Nantuaten, Seduner, Varagrer und Uberer im Wallis, der Sequaner in den Hochflächen des Jura, der Lepontier im Tessin.

Eine Linie, ungefähr vom Bodensee zum Gotthard gezogen, trennte diese gallischen Völker von den Rätiern, die sich noch weiter über das südliche Bayern und Tirol ausbreiteten. Für unsere Untersuchung fallen in Betracht die Stämme der Vennonetes und Brixenetes im Rheintal und gegen den Bodensee zu, der Rugusci, Suonetes, Calucones im bündnerischen Rheingebiet. Welcher größeren Völkerfamilie aber die Rätier ihrerseits angehörten, ist nicht sicher. Die Römer nehmen an, sie seien mit den Etruskern verwandt, oder auch mit den Ligurern, was uns aber wieder um keinen Schritt weiter bringt, da auch der Ursprung dieser Völker äußerst dunkel ist. Sicher darf man aber annehmen, dass ein großer Teil des Gebietes der rätischen Provinz auch von Kelten bewohnt war. Insbesondere die Ortsnamen deuten mit Bezug auf die Ostschweiz in dieser Richtung.

In vorrömischer Zeit spielten also keltische Stämme ganz sicher die Hauptrolle in der Schweiz, wenn schon auch damals noch ältere Volksbestandteile vorhanden gewesen sein mögen.

Nach der Eroberung des ganzen Gebietes durch die Römer wurde der östliche Teil zur römischen Provinz Gallia belgica geschlagen, der östliche zur Provinz Raetia. Sprachlich wurden die keltischen Einwohner, wenigstens der südlichen und westlichen Landesteile, rasch romanisch, während der Nordosten sogar die keltische Sprache und Kultur teilweise bewahrte. Ethnisch kann aber der römische Einschlag nicht so groß gewesen sein, denn als Einwanderer fallen in erster Linie in Betracht die romanisierten Kelten aus dem eigentlichen Gallien, die selbst nur wenig

römisches Blut in sich hatten. Daneben mögen auch zahlreiche ausgediente Soldaten, besonders der im Lande stationierten Legionen, sich niedergelassen haben, aber auch diese waren nur zum geringsten Teil echte Römer. War doch seit Marius das römische Heer kein Bürgerheer mehr, sondern eine Soldtruppe, die sich aus den verschiedensten Völkerschaften zusammensetzte. Die colonia equestris (Nyon) zum Beispiel brachte ausgediente gallische Reiter ins Land. Welcher Nationalität die in Vindonissa stationierte XXI. (später XI.) Legion und die in St. Maurice garnisonierende Thebaische Legion war, lässt sich nicht feststellen.

So blühend die römische Kultur in Helvetien gewesen war — Aventicum hatte sogar eine Hochschule besessen — so kurz dauerte doch die Herrlichkeit. Der germanische Volksstamm der Alemannen drang raubend, mordend und plündernd ins Land. Erwähnt werden Einfälle aus den Jahren 260 nach Christi Geburt (bis nach Ravenna), 264 (Zerstörung Aventicums), 280 (unter Probus), 297 (Schlacht bei Vindonissa), 354 (unter Constantius). Die Besiedelung des schon vorher stark verödeten Landes durch die Alemannen und dessen Aufgabe durch die Römer erfolgte etwa im Jahre 407 (unter Honorius). Diese Alemannen nun stellten schon eine Mischung verschiedener germanischer Stämme, wohl auch mit keltischer Beimengung, dar. Agathias sagt darüber: „Die Alemannen sind, wenn man dem Asinius Quadratus, einem Italiker, der die germanischen Verhältnisse genau beschrieben hat, folgen will, ein Volk bestehend aus zusammengelaufenen Leuten und Mischlingen, und das bedeutet auch ihr Name." Als Bestandteile werden vielfach genannt: Vandalen, Sueven, Juhungen und Burgunder.

Als dann die germanischen Burgunder durch Aëtius und die Hunnen unter Attila 435 und 437 unserer Zeitrechnung stark dezimiert worden waren, wurden sie durch Vertrag mit den Römern als Grenzwächter im Jahre 443 in Savoyen und der Westschweiz (Sabaudia) angesiedelt und unter die Reste der gallisch-römischen Bevölkerung verteilt.

Nach der endgültigen Überwindung der Alemannen durch die Franken im Jahre 496 kam ein Teil der Besiegten unter der Schirmherrschaft des Gotenkönigs Theodorich in die mittlere und nordöstliche Schweiz, halb als Eroberer, halb als Schutzflehende.

Schließlich setzten sich die Franken in einem kleinen nordwestlichen Teile des Schweizergebietes (Berner Jura) fest und schlugen überdies die Burgunder (532 n. Chr.) und die Alemannen (536 n. Chr.), nachdem diese aus der Botmäßigkeit der Ostgoten entlassen worden waren, zum fränkischen Reich.

Damit war die Durchdringung der nicht mehr starken keltischen Bevölkerung mit germanischem Blut so ziemlich vollendet. Sie drückt sich anthropologisch in der hohen Zahl langer Schädel (40 % Langschädel, 28 % Mittelschädel, 32 % Kurzschädel) aus. Was nachher folgte, waren mehr Verschiebungen der Bevölkerung, ohne Aufnahme neuen Blutes, so die Kolonisation der Walliser nach einem Teile des Tessin (heute noch ist Bosco deutschsprachig) und einem großen Teile Graubündens (Davos, Prättigau, Langwies, Obersaxen, Vals, Avers, Rheinwald im zwölften Jahrhundert) und der Oberwalliser nach dem unteren Kantonsteil (1475). Das Vordringen alemannischer Kolonisation im schweizerischen Mittelland ist ebenfalls mehr eine Verschiebung. Ich denke dabei an die Gründung des alemannischen Freiburg im Uechtland durch die Zähringer als Bollwerk gegen die burgundische Macht (1177).

Als Aufnahme neuen Blutes kann auch die im Mittelalter bis in die Neuzeit erfolgende Einwanderung aus Frankreich in die Westschweiz und aus Süddeutschland, Vorarlberg und Tirol nicht wesentlich in Betracht fallen, handelt es sich doch um Rassen ungefähr gleicher (germanisch-keltischer) Blutmischung.

Die heutigen Schweizer dürfen, soweit sich ihre ethnische Herkunft überblicken lässt, als ein Mischvolk aus Germanen und Kelten gelten, bei welcher Mischung sowohl der kulturellen Bedeutung als auch der Blutmenge nach wohl das germanische Element bei weitem das Übergewicht hat.

Um die Bedeutung dieser Tatsache zu würdigen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was wir unter Germanen verstehen wollen. Nach Grimm geht der Name zurück auf ein keltisches Wort „garmwyn“ und bedeutet „ungestüme, tobende Krieger“. Tacitus gibt an, der Name sei nicht alt und sei von den Galliern dem ersten Stamme, der erobernd den Rhein überschritt, den Tungern „ob metum“, das heisst *aus Angst* verliehen worden und erst allmählich ein Gesamtname für alle Völker gleicher Herkunft und Körperbeschaffenheit geworden. Ganz sicher hatte

Tacitus noch keine Klarheit über die Abgrenzung gegen die Gallier (Kelten) und gegen die Slaven, denn es begegnet ihm mehrfach, dass er Völker als germanische bezeichnet, die wir heute ganz zweifellos als fremden Stammes ansehen, so die Aestier (Esthen), die er mit den Sueven nach Sitte und Tracht, mit den Britanniern der Sprache nach in Zusammenhang bringt, während wir sie heute der finnisch-ugrischen Rasse zurechnen. Auch Caesar verbindet keineswegs einen klaren Begriff mit dem Worte Germanen. Er redet zum Beispiel davon, dass die Belgier, das heißt der nördliche Drittel der gallischen Bevölkerung, germanischen Ursprungs seien (vergl. Caesar de bello gallico I, 1; II 1, 4) und wiederum in Britannien findet er Stämme belgischer und gallischer Herkunft (de bello gallico V 12, 14).

Wenn wir bei Diodorus lesen: „Sie haben einen hohen Wuchs, einen saftvollen Körper und eine weiße Haut. Ihr Haar ist nicht bloß von Natur gelb, sondern sie suchen diese eigentümliche Farbe durch künstliche Mittel noch zu erhöhen", so glauben wir eine Beschreibung der Germanen, wie sie in unserer Phantasie haftet, zu hören, und doch redet er von den Galliern.

Wenn wir weiter von Diodorus hören: „Sie bereiten ein Getränk aus Gerste, das man Bier heißt, auch Wasser, womit sie Honigscheiben ausspülen, dient ihnen zum Trank. Übrigens lieben sie den Wein außerordentlich; sie gießen den Wein, der von den Kaufleuten eingeführt wird, unvermischt hinunter und nehmen das Getränk, dem sie so ergeben sind, im Übermaß zu sich, bis sie berauscht in Schlaf versinken oder in einen Zustand des Wahnsinns geraten", so denken wir wieder an Germanen; er erzählt aber von den Galliern. Tacitus berichtet allerdings vom Germanen ungefähr das gleiche, wenn er das rötlich-blonde Haar und den mächtigen Wuchs bewundernd hervorhebt. Auch er erzählt von einem bei den Germanen beliebten Getränk, einem Saft aus Gerste oder Weizen, der eine gewisse „Ähnlichkeit mit schlechtem Wein hat", und weiter bemerkt er, nachdem er von ihrer Genügsamkeit gesprochen hat: „in den Mitteln wider den Durst beweisen sie nicht die gleiche Mäßigkeit."

Also weder das blonde Haar noch das Nationalgetränk des Bieres, noch auch das Nationallaster der Trunksucht sind Eigentümlichkeiten, die die Germanen nicht mit den Kelten gemeinsam

hätten. Interessant ist übrigens, dass einige Stämme sich des Nationallasters und seiner schlimmen Folgen durch strenge Weineinfuhrverbote zu erwehren suchten. So erzählt Caesar von dem belgischen (nordgallischen) Staate der Bellovasker „ihr Land sei allen Kaufleuten versperrt, die Einfuhr des Weines und aller Bedürfnisse zu einem üppigen Leben verboten, weil sie glaubten, dadurch erschlaffe ihr Mut und ihre Tapferkeit schwäche sich," und von dem „mächtigsten und kriegerischsten Volk von allen Germanen", den Sueven, sagt er: „Die Weineinfuhr ist bei ihnen verboten, denn man wird dadurch nach ihrer Meinung zum Ausdauern bei den Strapazen zu weich und zu weibisch." Noch zahlreiche übereinstimmende Momente lassen sich finden. So rechnen die Gallier (Caesar de bello gallico VI 18) ihre Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten, wie die Germanen (Tacitus Germania 11).

Wir müssen daher annehmen, dass Germanen und Kelten schon von Hause aus nahe verwandte Rassen sind, was übrigens auch die Sprachforschung erweist. Der jedem älteren Zürcher, der das Gymnasium durchgemacht hat, unvergessliche Geschichtslehrer Heinrich Grob, der „alte Grob" genannt, drückte das in seiner drastischen Weise, anläßlich der Behandlung des gemeinsamen Kriegszuges der Helvetier unter dem Tigurinerhäuptling Diviko zugleich mit den Cimbern und Teutonen um 108 v. Chr. Geburt, etwa in der Weise aus, dass er bemerkte, die Helvetier hätten die Cimbern und Teutonen ganz gut verstanden und höchstens verwundert ausgerufen: „Die reded jetz g'spässig!"

Überdies müssen aber schon in vorrömischer Zeit die beiden Völkergruppen sich reichlich gemischt haben. So erzählt zum Beispiel Caesar, dass in einem Kriege der Arverner und der Sequaner beide Teile germanische Söldner in ihren Dienst genommen hatten, und dass im Anschluss daran etwa 120,000 Germanen in Gallien sesshaft geworden seien. Ferner spielte der Germanenfürst Ariovist mit seinen über den Rhein gedrungenen Scharen im gallischen Kriege Caesars eine bedeutende Rolle. Anderseits kolonisierten auch Kelten auf der rechten Seite des Rheines, so die Tektosagen (Caesar d. b. g. VI 24) in den fruchtbaren Gegenden des Hercyner Waldes, der vom Schwarzwald bis Böhmerwald sich ausdehnte. Tacitus weiss auch von einer derartigen rückläufigen Bewegung,

wenn er ausführt (Germania 29): „Ich möchte zu den germanischen Völkern diejenigen nicht zählen, welche, obwohl zwischen Rhein und Donau sesshaft, die dekumatischen Landstriche bebauen. Gallische Abenteurer, durch die Not kühn gemacht, nahmen diese herrenlosen Ländereien in Besitz, und weiter (Germania 28) „es ist anzunehmen, dass auch Gallier nach Germanien hinüber gewandert seien." So haben sich zwischen dem Hercyner Walde, dem Rhein und dem Main die Helvetier, weiter ostwärts die Bojer niedergelassen, beides gallische Völker."

Houston St. Chamberlain, derjenige Schriftsteller der Jetztzeit, der die Rassenfrage wohl am schärfsten und namentlich am praktischsten erfasst hat, steht ganz auf dem Boden der Gleichstellung von Germanen mit Kelten und sogar Slaven, wenn er sagt: „Erweitert wird der Begriff durch die Einsicht, dass der Germane des Tacitus sich physisch und geistig weder von seinem Vorläufer in der Weltgeschichte, dem Kelten, noch von seinem Nachfolger, den wir mit noch verwogener Kühnheit zu dem Begriff „Slave" zusammenzufassen gewohnt sind, scharf scheiden lässt. Kein Naturforscher würde zögern, diese drei Rassen nach den physischen Merkmalen als Spielarten eines gemeinsamen Stockes zu betrachten," und später: „Dass Kelten, Slaven und Germanen von einer einzigen, rein gezüchteten Menschenart abstammen, darf heute als völlig gesichertes Ergebnis der Anthropologie und Prähistorie betrachtet werden."

Wissenschaftlich hat also Chamberlain sehr recht, wenn er diese drei Gruppen von Völkern unter dem Sammelnamen Germanen zusammenfasst und sie in Gegensatz stellt zu den rein gezüchteten Juden einerseits und zu dem auf dem Boden des alten römischen Reiches emporgewachsenen Völkerchaos anderseits. Und doch hätte er vielleicht klüger getan, wenn er einen andern Sammelnamen für seinen Germanenbegriff gesucht oder frei erfunden hätte, denn bei der Gewohnheit, zwischen Romanen und Germanen zu scheiden, was sprachlich richtig, aber ethnologisch völlig falsch ist, war der Name geeignet, in zahllosen Köpfen heillose Verwirrung anzustiften und die Propagierung der Chamberlainschen Ideen geradezu zu hintertreiben. Der Franzose, der Italiener, der Westslave *will* sich nicht Germane nennen lassen, während er einer anderen Gemeinschaftsbezeichnung, etwa „Nord-

arier“ oder „Nordeuropäer“ ein geneigtes Ohr leihen und sich daher durch Chamberlain leichter von den gemeinsamen Kulturinteressen der freien Völker des Nordens würde überzeugen lassen.

Ethnisch gesprochen dürfen wir in Europa mehrere Gruppen unterscheiden. Im äußersten Norden die Skandinavier und die festländischen Küstenbewohner der Nordsee, stellenweise bis tief ins Land hinein, etwa bis zum Harz, als die reinst gezüchteten Germanen. Dann die deutsche Bevölkerung östlich des Harzes und des Thüringer Waldes und die Polen als Mischvölker aus germanischem und slavischem Blut. Westlich der Elbe und südlich des Thüringer Waldes, und am ganzen Rhein von Holland an aufwärts ist die deutsche Bevölkerung aus germanischen und keltischen Bestandteilen gemischt mit schwachem römisch-völkerchaotischem Einschlag. Die Engländer sind gemischt aus Germanen und Kelten, mit Überwiegen der ersteren und fast unberührt vom Völkerchaos. Auch die Nordfranzosen sind aus Franken und keltischen Belgiern, die Norditaliäner aus Langobarden, Franken, Schwaben und vielen keltischen Bestandteilen gemischt. War doch einst die Poebene die römische Provinz Gallia cisalpina.

Auch die nördlichen Romanen sind also Germanen im Chamberlainschen Sinne und haben wohl etwas mehr, aber doch noch geringen völkerchaotischen Einschlag. Verhängnisvoll wird die völkerchaotische und mestizenartig rassenverderbende Wirkung des alten römischen Kaiserreiches erst im südlichen Italien, im südlichen Frankreich und auf der pyrenäischen Halbinsel, wo sämtliche meist hohen mittelalterlichen Kulturen dem Völkerchaos zu erliegen drohen. Wenn wir Völkergrenzen aufstellen wollen, so bestehen sie nicht zwischen den Germanen (Skandinaviern, Engländern, Deutschen) und den Romanen (Franzosen, Italiänern, Spaniern, Portugiesen), sondern sie gehen mitten durch das deutsche Sprachgebiet und mitten durch Frankreich und Italien hindurch.

Der Keltogermane des südwestlichen Deutschland steht dem Gallogermanen des nördlichen Frankreich und des nördlichen Italien instinktgemäß viel näher als dem nordostdeutschen Slavogermanen. Der Gallogermane des Nordens hat eine ganz bedeutende kulturelle Überlegenheit über den völkerchaotischen Südfranzosen oder Süditaliäner. Szenen, wie sie in Messina vorkamen, wären in Ländern germano-keltisch-slavischer Kultur undenkbar.

Es ist deshalb auch ein großer Irrtum, wenn die deutsche Reichsregierung glaubt, mit preußischen Beamten die Elsäßer für sich gewinnen zu können. Auch der durchaus deutschgesinnte Elsäßer kann keinen Sinn für spezifisch preußische Kultur haben. Im Verein mit dem Badenser würde er den Franzosen leicht vergessen, denn mit ihm ist er eines Stammes. Dem Preußen aber fühlt er sich ethnisch ferner stehend als dem Franzosen.

Nach dieser mit Rücksicht auf spätere Erörterungen notwendigen Abschweifung kehren wir wieder zurück zum Schweizervolke. Wir haben gesehen, dass es der großen mitteleuropäischen Gruppe der keltogermanischen Mischvölker angehört, und wenn wir der den Pferde- und Hundezüchtern abgelauschten Rassentheorie Chamberlains vertrauen, so dürfen wir uns frohen Zukunftshoffnungen hingeben. Zur guten Rasse gehört nach ihm zunächst *vortreffliches Material.* Wir haben solches von beiden Ahnenseiten her, von den Kelten, wie von den Germanen. Eine gewisse völkische *Inzucht* (nicht Familieninzucht) ist ferner nötig. Sie wurde für das Gebiet der Schweiz im großen und ganzen seit etwa dem Anfang des sechsten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung betätigt. Auch die *Zuchtwahl* wurde durch die rauhe Lage des Landes, den täglichen Kampf mit den Naturgewalten befördert, indem schwächliche Elemente sich von selbst ausschieden. Auch die erforderliche *Blutmischung* kam ganz von selbst zustande. Man denke an die Wanderungen der Walser, die mehrmaligen Vorstöße der Alemannen in das burgundische Gebiet, die noch heute bedeutende Wanderung ganzer Bevölkerungsschichten aus der deutschen in die welsche Schweiz, die Zuwanderung aus den rasseverwandten deutschen, österreichischen und französischen Gebieten.

Der Herkunft nach wäre also das Schweizervolk zweifellos geeignet, sich zu einer einheitlichen Rasse und dazu noch zu einer tüchtigen zu verschmelzen, und diese Tatsache erweist sich täglich durch die hervorragende Rolle, die speziell die deutsche Literatur der Schweiz in der deutschen Gesamtliteratur spielt. Wie es sich mit der Rolle der westschweizerischen Literatur in der gesamtfranzösischen verhält, überlasse ich Berufeneren zu beurteilen.

Aber unsere Abstammung stempelt uns keineswegs zur besonderen Nation. Rings um uns herum wohnen Völker mit ganz ähnlichen Mischungsverhältnissen, lauter Kelto-Germanen.

DIE SPRACHE DER SCHWEIZ

Dass die Bewohner der Schweiz unter römischer Herrschaft mit Ausnahme der nördlichen Bezirke und etwa einiger abgelegener Täler die römische Sprache, das Vulgärlatein der Kaiserzeit annahmen, wissen wir sicher. Dass die einwandernden Burgunder und Franken und namentlich die Alemannen ihre deutschen Stammessprachen mitbrachten, ebenso.

Im Westen des Landes, wo die Burgunder als Grenzwächter durch Vertrag ins Land gelassen wurden und als hospites mit der romanisierten keltischen Bevölkerung Haus und Land teilten, vollzog sich die sprachliche Romanisierung der germanischen Eindringlinge rasch und leicht. Im Inneren und im Norden und Osten des Landes, wo einesteils die Romanisierung der Kelten noch nicht vollendet gewesen war, und die verödeten Gegenden von kompakten Massen der wilden Alemannen besetzt wurden, da lösten sich die spärlichen Reste romano-keltischen Volkstums rasch in dem Volkstum der herrschenden germanischen Stämme auf, so dass die deutsche Sprache der Eroberer bestehen blieb. Im südöstlichen Landesteil war die Romanisierung älter und gründlicher gewesen und das Eindringen der deutschen Kultur und Sprache vollzog sich langsamer und ruckweise, so dass die romanische Landessprache nur Schritt für Schritt und heute noch nicht vollständig wich.

Auf dem Boden der Westschweiz entwickelten sich aus dem Vulgärlatein, beeinflusst vom burgundischen Idiom, eine große Zahl stark unter sich abweichender romanischer Dialekte, die nunmehr auf Jahrhunderte die Sprache des Volkes darstellten. Ähnlich geschah es auf dem alemannisch-deutschen Gebiete, wo wir noch heute eine Unzahl von lokalen Dialekten unterscheiden, die sich in etwa sechs Gruppen zusammenfassen lassen. Immerhin sind sie nicht so verschieden, dass nicht auch die Angehörigen der entfernteren Gruppen sich noch ohne allzugroße Mühe mit einander unterhalten könnten. Nahe verwandte Dialekte werden übrigens auch nördlich des Rheines, im ganzen südlichen Baden und Württemberg, sowie in westlichen Teilen Bayerns und im Vorarlberg gesprochen. Die schweizerdeutschen Dialekte gehören mit Ausnahme des baslerischen zur hochalemannischen Mundart.

Die deutsche und die französische Landesgegend haben das eine mit einander gemein, dass sie sich sehr früh von der lateinischen Urkundensprache emanzipierten und ihre Urkunden in der Volkssprache abfassten (um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts). In der weiteren Entwicklung weichen sie aber stark von einander ab. Während der deutsche Landesteil sich lange bemühte, eine eigene oberdeutsche Schriftsprache zu bilden, nach dem Schwabenkrieg, selbst während der Reformation eigene Wege ging, und erst im achtzehnten Jahrhundert unter dem Einfluss der Universitäts- und Handelsstadt Basel die durch Luther ausgebildete deutsche Schriftsprache (um 1800) annahm, rezipierte die romanische Westschweiz leicht und ohne Widerstreben die Sprache des benachbarten Frankreich und zwar so sehr, dass seit 1750 in Genf, seit 1800 auch in Lausanne und Neuenburg die alten Mundarten als völlig verdrängt gelten dürfen und heute fast nur noch in einigen Alpentälern der Kantone Wallis und Freiburg ein kümmerliches Leben fristen. In der deutschen Schweiz dagegen sprechen heute noch sogar die Gebildeten ihre angestammte Mundart und nur in der Kirche und der Schule, den Räten und den Gerichten wird ein mehr oder weniger reines Schriftdeutsch gesprochen, und das kann nicht einmal ohne Einschränkung behauptet werden. Der Rückfall in den Dialekt ist auch bei diesen alleroffiziellsten Anlässen nicht allzu selten. Die unteren Klassen der Schulen werden vielfach mundartlich unterrichtet, Pfarrer oder Ratsmitglieder sprechen gelegentlich wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, die Zeugenverhöre geschehen meist in der Volkssprache.

Die südlichen Alpentäler des Tessins und Graubündens reden ähnlich wie die deutsche Schweiz drei westlombardische und einige alpine Mundarten, daneben in Kirche, Schule und in allen offiziellen Versammlungen die toskanisch-italiänische Schriftsprache.

In Graubünden ist die sprachliche Entwicklung ganz eigenartig. Es bildete sich dort und im Rheintal bis zum Bodensee, im tirolischen Puster- und Zillertal, sowie in Friaul und Trient eine besondere Gruppe romanischer Mundarten, die man heute unter dem Sammelnamen Romanisch zusammenfasst und wieder in zwei Gruppen, die romanische im engeren Sinne und die ladinische einteilt. Im fünften bis achten Jahrhundert wurden die romanischen Gegenden nördlich des Kantons Graubünden, deren

Westgrenze etwa von Steckborn aus an der Westgrenze der heutigen Kantone St. Gallen und Schwyz hergelaufen sein soll, germanisiert; vollendet ist der Prozess aber erst etwa im fünfzehnten Jahrhundert. Nachdem 917 das Herzogtum Churrätien mit dem Herzogtum Alemannien vereinigt worden war, drang auch im bündnerischen Rheintal die deutsche Sprache allmählich vor und vollends die Kolonisation durch die freien Walser im dreizehnten Jahrhundert machte große Teile Graubündens deutsch. Seit dem sechzehnten Jahrhundert haben keine wesentlichen Sprachverschiebungen in Graubünden stattgefunden. Heute wird, obwohl die romanische Sprache zur Schriftsprache künstlich gemacht worden ist, die deutsche Sprache allmählich durch die Schule, die meist von der vierten Klasse an deutsch unterrichtet, ohne jeden Zwang von außen, unter dem Druck der praktischen Bedürfnisse, zur Schriftsprache auch der romanischen Bündner.

Die Sprachgrenze zwischen deutsch und welsch war im neunten bis zehnten Jahrhundert ziemlich bedeutend weiter östlich. Mit der Vernichtung des älteren burgundischen Reiches aber (532), mit der Vereinigung des neueren burgundischen Reiches mit dem deutschen Kaiserreich (1032) und der Zähringischen zum Zwecke der Germanisierung erfolgten Gründung der Stadt Freiburg und letztmals nach den Burgunderkriegen, drang das alemannisch-deutsche Element westwärts vor. Immerhin hat seit 1274 die Sprachgrenze keine sehr wesentlichen Veränderungen erfahren. Das alemannische Freiburg hatte mehrfache Wandlungen durchzumachen. Im dreizehnten Jahrhundert wurde es durch den Einfluss des Klerus romanisiert, im fünfzehnten Jahrhundert war wieder deutsch die Amts-, Schul- und Kirchensprache. Im achtzehnten Jahrhundert nahmen die Gebildeten neuerdings die französische Sprache an, und 1830 wurde französisch auch zur Staatssprache erhoben.

Gegenwärtig spricht die deutsche Sprache etwa 71 % der Gesamtbevölkerung der Schweiz, französisch 23 %, der Rest italiänisch und romanisch. Da mehr deutsche Minderheiten auf der französischen Seite der Sprachgrenze sesshaft sind als umgekehrt, erklärt sich ein stärkeres Wachstum der französischen Sprache auf Kosten der deutschen. Von 1888 bis 1900 nahm deutsch um

11 %, französisch um 15 % zu, italiänisch gar um 43 %, was aber wohl großenteils auf Zuwanderung zurückzuführen ist.

Durch Art. 116 der heute noch geltenden Bundesverfassung von 1874 ist die Gleichberechtigung der deutschen, französischen und italiänischen Sprache festgestellt, so dass an eine einheitliche Staatssprache nicht mehr gedacht werden kann.

Das Resultat ist also das, dass die Schweiz neben den wenigen französischen, den zwölf italiänischen, den zwei räto-romanischen und den unzähligen alemannisch-deutschen Dialekten, drei offiziell anerkannte Schriftsprachen verwendet.

DIE STAATLICHE ENTWICKLUNG DER SCHWEIZ

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die Verfassungsgeschichte der Schweiz und ihre politische Geschichte eingehend zu erörtern. Ich darf mich daher auf einen kursorischen Überblick über die äussere Politik des Gebietes, das wir heute die Schweiz nennen, beschränken.

Größere Teile der heutigen Schweiz waren, wie wir bereits erfahren haben, von den einen losen Staatsverband bildenden Stämmen der Helvetier bewohnt. Die erste Bestrebung zum Einheitsstaat, die der helvetische Häuptling Orgetorix versuchte, endete mit Verhaftung und Selbstmord. Die erste politische Vereinigung geschah unter römischer Herrschaft; wie wir aber ebenfalls bereits erwähnten, war sie keine vollständige, indem das Gebiet zwei großen benachbarten Provinzen, Gallia belgica und Rätia zugeschlagen wurde.

Ein erster Versuch, die linksrheinischen Gebiete, ungefähr in der Ausdehnung der Schweiz zu einem starken Staate zusammenzufassen, den das Dynastengeschlecht der Zähringer nicht ohne Erfolg unternommen hatte, schloss mit dessen Aussterben mit Berchtold V. im Jahre 1218. Ein zweiter Versuch des romanischen Savoyergrafen Peters II., der die Erbschaft der Kyburger an sich reissen und damit seine westschweizerische Herrschaft auch über die Ostschweiz ausdehnen wollte, wurde durch Rudolf von Habsburg vereitelt. Die entsprechenden Pläne der Habsburger scheiterten an den Siegen der Schweizerbauern bei Morgarten und Sempach. Diesen aber lag nichts ferner, als die Begründung eines neuen Staates oder gar die Schaffung einer neuen Nation.

Sie organisierten sich vielmehr in einem ganz losen Staatenbund, der bis 1415 amtlich sich als „die oberdeutschen Bünde" bezeichnet und erst ganz allmählich immer enger und enger geknüpft wurde. Der Name Schwyz und Schwyzer kommt unoffiziell schon 1315 vor als gemeinsame Bezeichnung der Eidgenossen. Erst Johannes von Müller aber ist es, der für die Eidgenossenschaft „Schweiz" für den Kanton „Schwyz" als unterscheidende Schreibweise feststellt.

Die Eidgenossen hätten es in ihrer Hand gehabt, nach den Burgunderkriegen die ganze Westschweiz sich anzueignen und einen starken oberdeutschen Staat zu gründen. Der Einzige, der vielleicht bewusst derartige Pläne verfolgte, Hans Waldmann, starb durch des Scharfrichters Hand. Weder die Oberwalliser in dem untergebenen französischen Unterwallis, noch die Berner in der Waadt machten auch nur den geringsten Versuch, sich ihre Untertanen national und sprachlich einzuverleiben, und damit war die Gelegenheit zur Schaffung einer einheitlichen Nation endgültig verpasst.

Einen Einheitsstaat bildete die Schweiz überhaupt nur in der Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung, als Vasall des großen Korsen von 1798 bis 1803. Auch die Mediationsverfassung von 1803 war kein gewolltes Gebilde, sondern ein Produkt des damaligen Herrn Europas, und selbst der Bundesvertrag vom 7. August 1815 kam nicht ganz freiwillig zustande, sondern wurde den eidgenössischen Ständen durch die Großmächte aufgenötigt. Erst die Verfassung vom 12. September 1848 vereinigte zum erstenmal freiwillig das ganze Schweizervolk unter einer Regierung. Wenn wir also mit Dr. Max Jäger den Willen des Volkes als für die Nationenbildung maßgebend betrachten wollen, so müssen wir dieses Datum als das Geburtsdatum des Schweizervolkes betrachten. Mit dem gleichen Datum aber hat das Schweizervolk seinen *Willen* eine einheitliche Nation nicht zu bilden, durch die Anerkennung dreier gleichberechtigter Nationalsprachen deutlich und auf ewige Zeiten kund getan.

DIE BEDEUTUNG VON STAAT UND SPRACHE FÜR DIE NATIONENBILDUNG

Ein Gang durch die Weltgeschichte lehrt uns, dass sehr wohl eine Nation ohne gemeinsamen Staat bestehen kann, ohne gemeinsame Sprache auf die Dauer nie.

Das älteste Volk, das uns näher bekannt ist, sind die Juden. Sie bilden heute noch ethnisch eine eigene Rasse, haben aber seit fast zwei Jahrtausenden den Staat und schon seit Jahrhunderten die lebendige Sprache verloren. Sie zählen also für unsere Untersuchung nicht mit. Die Griechen dagegen haben auch in ihrer Blütezeit nie einen einheitlichen Staat geschaffen, kaum einige lose Staatenbünde geschlossen, und doch haben sie durch ihre gemeinsame Sprache eine Nation gebildet, wie es wenige so stolze gibt. Sie haben durch die Zähigkeit ihrer Sprache und die Überlegenheit ihrer nationalen Kultur das ganze oströmische Reich zu einem griechischen Reich umgewandelt und für Jahrhunderte von dem großen römischen Reich den oströmischen Kaiserstaat losgelöst.

Die Römer, ursprünglich ein kleiner Stamm im mittleren Italien sesshaft, eroberten die Welt. Behalten haben sie ihre Eroberungen nur, soweit sie sie auch sprachlich unterwarfen. Ostrom gehörte ihnen nicht sprachlich und ging ihnen daher schon früher verloren als diejenigen Gebiete, die sprachlich assimiliert und daher auch national römisch geworden waren.

Auf den Trümmern des weströmischen Reiches entstanden, sich wechselseitig unterstützend, neue Sprachen und neue Staaten. Schon mit dem Vertrag von Verdun sehen wir aber das fränkische Weltreich auseinanderfallen, weil es nicht verstanden hatte, sich sprachlich zu einer Einheit zu gestalten, eine Nation zu schaffen. Wo ihm die Einheitssprache zu erreichen glückte, in Frankreich, da schuf es auch eine große Nation und einen mächtigen Staat. In der östlichen und südlichen Hälfte, dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation, zerschellte die staatenbildende Kraft an dem Hirngespinst, über die Sprachen hinweg auf deutschem und auf italiänischem Gebiet zugleich einen Einheitsstaat zu schaffen.

Das Papsttum, das ähnliche Pläne verfolgte, hatte wohl zum Teil der einheitlichen Kirchensprache seinen größern Erfolg in seinem Streben nach Weltherrschaft über die Seelen zu verdanken, wenn ihm auch die Herrschaft über die Leiber zu erringen missglückte.

Erst als im neunzehnten Jahrhundert ein Teil des deutschen und ein Teil des italiänischen Sprachvolkes zur Staatenbildung

schritt, kamen mächtige Staaten zustande. Die Nationen aber hatten allein durch das Band der Sprache zusammengehalten ein gutes Jahrtausend, von 843 bis 1870.

Aber auch die Fremdherrschaft halten sprachlich und kulturell gut geeinte Nationen lange aus. In neuerer Zeit darf man als Beispiel die polnische Nation mit Fug und Recht anführen, die noch 138 Jahre nach ihrer Aufteilung unter Russland, Preussen und Österreich ein sehr lebhaftes nationales Dasein führt, ja sogar in ihren neuen aufgezwungenen Heimatstaaten nicht nur nicht zurückgeht, sondern sogar, wenigstens in Deutschland und Österreich nicht unbedeutende nationale Eroberungen macht. Glaubt jemand wirklich im Ernst, ohne das einigende Band der Sprache wäre diese Erscheinung möglich?

Ein nur oberflächlicher Blick auf die Weltgeschichte lehrt unumstößlich, dass die Sprache in der Nationenbildung die größere Rolle spielt, als der Staat, und dass deshalb die sprachlich zerissene und erst seit 1848 staatlich geeinte *Schweiz* nicht nur heute noch *keine Nation gebildet hat,* sondern auch *nicht die Fähigkeit besitzt, in Zukunft eine solche zu bilden.* Es ist das aber auch gar nicht wünschenswert.

Bovy sagt mit Recht: „Ainsi ne faisons pas le rêve généreux, mais chimérique d'une unité nationale, qui bien loin d'être une force, ne serait que la neutralisation de nos forces."

ZÜRICH Dr. HEINZ OLLNHUSEN

□□□

ZWEI WERTVOLLE ANTHOLOGIEN

Wenn die kritischen Neunmalweisen einen ihnen unbekannten Tatbestand leichthin mit den Redensarten leugnen: „Das gibt's ja gar nicht! Das ist unwirklich! Das Leben ist anders!" so bin ich nie recht sicher, ob der vorschnelle Beurteiler auch wirklich so lange schon gelebt hat, um dem Leben seine Möglichkeiten absprechen zu können. Je älter man wird, desto reicher erscheint die Welt, desto reicher wird das eigne Leben. Einen Dichter ganz verstehen, heißt: mindestens ebensoviel wie der Dichter selbst erlebt haben. Wenn uns nur die Fähigkeit zum Verstehen nicht